

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 91 (2020)
Heft: 7-8: Blick über die Grenze : wie Unterstützung anderswo funktioniert

Artikel: Wie sich unsere Kinder- und Jugendhilfe im internationalen Vergleich positioniert : "Die Schweiz vollzieht gewisse Trends oft etwas später"
Autor: Seifert, Elisabeth / Gabriel, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1032733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie sich unsere Kinder- und Jugendhilfe im internationalen Vergleich positioniert

«Die Schweiz vollzieht gewisse Trends oft etwas später»

Zahlreiche deutsche Städte und Regionen setzen in der Kinder- und Jugendhilfe seit vielen Jahren auf ein breit ausdifferenziertes System. Auch in der Schweiz gebe es innovative Modelle, sagt Thomas Gabriel von der ZHAW*. Im Kanton Zürich gibt es bald ein Gesetz, dass der Vielfalt verpflichtet ist.

Interview: Elisabeth Seifert

Herr Gabriel, wodurch charakterisiert sich, kurz zusammengefasst, ein Kinder- und Jugendhilfesystem auf der Höhe der Zeit?

Thomas Gabriel: Der internationale Trend geht in Richtung einer Diversifizierung der klassischen Hilfen. Gefragt ist ein vielfältiges Angebot, das optimal auf die Bedürfnisse von Kindern und Familien ausgerichtet ist. Das hat zur Folge, dass sich auch die Institutionen verändern. Zusätzlich zu eingriffsintensiven Massnahmen wie der Platzierung in einem Heim oder auch in einer Pflegefamilie braucht es viele teilstationäre und ambulante Angebote. Wir brauchen ein abgestuftes System. Platzierungen unterbrechen den Lebenslauf, und das gleich zweimal: einmal, wenn ein Kind ins Heim oder zu einer Pflegefamilie kommt, und dann, wenn die jungen Erwachsenen als «Care Leaver» in die Gesellschaft

«In den 80er-Jahren sind in Hamburg die milieunahen Erziehungshilfen gegründet worden.»

kommen. Gerade der Übergang ins Heim muss sorgfältig gestaltet werden, damit die Kinder bereit sind, sich an einem anderen Ort bilden und erziehen zu lassen. Es gibt international viele interessante Modelle.

Welche Modelle haben Sie hier besonders im Sinn?

Zu einem sehr frühen Zeitpunkt, in den 80er-Jahren, sind in Hamburg die stadtteilbezogenen milieunahen Erziehungshilfen gegründet worden. Bereits damals hat der Verein sowohl in räumlicher als auch in zeitlicher Hinsicht ein diversifiziertes Angebot aufgebaut: Kinder und Jugendliche werden seit damals entsprechend ihrer Bedürfnisse für ein paar Stunden, eine Woche oder auch dauerhaft betreut. Die Angebote sind räumlich so verteilt, dass die Eltern gleich um die Ecke wohnen. Das Herkunftsmilieu wird eng in die sozialpädagogische Arbeit mit einbezogen. Speziell am Hamburger Beispiel ist zudem, dass sehr früh in der Zusammenarbeit mit den Schulen eine Art sozialräumlich organisierte Kinder- und Jugendhilfe aufgebaut wurde. Oder in Berlin hat eine Organisation eine Art kulturell diversifiziertes Angebot ent-

wickelt: Sozialpädagogische Familienhelferinnen und -helfer sprechen dort fast 40 Sprachen, um möglichst viele Familien zu erreichen.

Ist Deutschland bei der Diversifizierung der Kinder- und Jugendhilfe besonders weit?

Es gibt international zahlreiche interessante Modelle. Eine Reihe deutscher Städte und Regionen hat aber besonders früh damit begonnen. Mit dem Kinder- und Jugendhilfegesetz von 1990 hat Deutschland dafür sehr gute Voraussetzungen geschaffen. Teilstationäre und ambulante Angebote sind im Gesetz bereits festgelegt, ebenso die Beteiligung der Betroffenen

* **Thomas Gabriel, Prof. Dr.**, 56, Leiter des Instituts für Kinder, Jugend und Familie des Departements Soziale Arbeit der ZHAW.



Thomas Gabriel in den Räumlichkeiten des Instituts für Kinder, Jugend und Familie der ZHAW: «Die Schweiz verändert sich zurzeit sehr.»

Foto: esf

am Hilfeplanverfahren. Die Angebote sind auch dadurch gekennzeichnet, dass sie die Bedürfnisse der Kinder und ihrer Familien ins Zentrum stellen, ähnlich wie der Children Act in England. Dieses fachlich innovative Kinder- und Jugendhilfegesetz steht jetzt in der Gefahr, durch ein stark psychiatrisiertes Gesetz abgelöst zu werden, das aus meiner Sicht einen klaren Rückschritt darstellt. Kinder und Jugendliche mit schwierigen Lebensläufen und daraus resultierenden herausfordernden Verhaltensweisen würden dann bereits auf Gesetzesebene pathologisiert und stärker zu Patientinnen und Patienten erklärt.

Wie beurteilen Sie die Diversifizierung des Angebots in der Schweiz?

Das Kinder- und Jugendhilfesystem wird sich weiter ausdifferenzieren, und es wird in der ganzen Schweiz ein sehr vielfältiges Angebot geben. Die Schweiz verändert sich zurzeit sehr.

Vor allem in den grossen Zentren wie Basel, Zürich oder Genf gibt es viele innovative Ideen. Gerade im Bereich der sozialpädagogischen Familienbegleitung, in dem in der Schweiz generell noch Nachholbedarf besteht. In der Schweiz haben wir mit dem Föderalismus und der kantonalen Zuständigkeiten für die Kinder- und Jugendhilfe eine besondere Situation. Im Kanton Zürich wird voraussichtlich im Jahr 2021 ein neues, aus meiner Sicht vorbildliches Kinder- und Jugendheimgesetz in Kraft gesetzt. Das Gesetz ist ein wichtiger Schritt, um die Landschaft der Kinder- und Jugendhilfe weiter zu diversifizieren.

Inwiefern schafft dieses neue Gesetz im Kanton Zürich die Voraussetzung für eine Binnendifferenzierung und neue Modelle?

Ein neuer Finanzierungsmodus wird zum Beispiel dafür sorgen, dass Entscheidungen nicht ökonomisch, sondern aus einer fachlichen Perspektive getroffen werden. Historisch gab es Fehlanreize, die beispielsweise dazu geführt haben, dass gut laufende Platzierungen von Pflegekindern im Kanton zu Gunsten ausserkantonalen Platzierungen aus rein ökonomischem Kalkül aufgelöst wurden. Ein gutes System muss rein fachlich gesteuert werden.

Beurteilen Sie die föderale Struktur der Schweiz aus Sicht der Kinder- und Jugendhilfe eher als Hindernis oder als Vorteil?

Der Föderalismus hat viele Vorteile. In hochgradig zentralisierten Ländern erfolgen Innovationen nur von oben nach unten, bei uns hingegen entstehen sie an der Basis, werden dort getestet. Sicher: Die Schweiz vollzieht gewisse Trends oft etwas später. Man kann auf diese Weise aber aus den Erfahrungen anderer lernen. Der Verein «Stadtteilbezogene milieunahe Erziehungshilfen» in Hamburg zum Beispiel

hat in den letzten Jahrzehnten einen riesigen Erfahrungsschatz aufgebaut. Der Verein ist auch heute immer noch sehr innovativ.

Wie profitieren Sie von solchen Erfahrungen?

Wir als Hochschule unternehmen immer wieder mit den Studierenden Exkursionen in andere Länder oder laden innovative Heimträger zu uns ein. Weil in der Schweiz eine nationale Steuerung fehlt, ist es umso wichtiger, aus solchen Beispielen zu lernen und Innovationen netzwerkartig zu verbreiten. Das können beispielhafte Gesetze, Modelle und Innovationen aus anderen Ländern sein, aber auch aus anderen Kantonen.

«Gerade beim Thema Care Leaver hat es in der Schweiz lange gedauert, bis man aktiv wurde.»

>>

Bei den Angeboten für Care Leaver orientiert sich die Schweiz stark an der internationalen Entwicklung?

Gerade beim Thema der Care Leaver hat es in der Schweiz relativ lange gedauert, bis man aktiv geworden ist. Dabei weiss man auch bei uns schon lange von den Schwierigkeiten, die junge Menschen damit haben, wenn sie nach Beendigung einer Platzierung in einer Pflegefamilie oder in einem Heim in der Gesellschaft ankommen sollen. Auf internationaler Ebene hat sich bereits 2003 in Brüssel ein internationales Netzwerk von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gebildet, die den Handlungsbedarf international erkannt haben. 2008 sind erste Publikationen entstanden und Initiativen auf der Ebene von Verbänden wie Integras. Die Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheim ZKJ hat 2013 ein Pilotprojekt initiiert. 2019 ist schliesslich das schweizweit tätige Kompetenzzentrum Leaving Care gegründet worden, das Fachleuten Unterstützung bietet und politische Lobbyingarbeit betreibt.

Namentlich in den angelsächsischen Ländern ist man schon viel früher aktiv geworden?

In England, Schottland und Irland gibt es seit vielen Jahren entsprechende Strukturen für Care Leaver. In England gibt es zum Beispiel in den Behörden eigene Abteilungen für diese Gruppe. Diese kümmern sich etwa um die Finanzierung von Jugendhilfemassnahmen nach dem 18. Lebensjahr. Es ist nicht plausibel, dass ein Pflegeverhältnis mit 18 Jahren enden soll und sämtliche Unterstützungsmaßnahmen gestoppt werden. Das neue Kinder- und Jugendheimgesetz des Kantons Zürich soll es möglich machen, dass Jugendliche auch ab 18 Jahren noch in einer Pflegefamilie begleitet werden können.

Gibt es in diesen Ländern weitere interessante Ansätze, welche die Unterstützung von Care Leavern betreffen?

Die Universität Oxford hat eigene Programme für junge Leute entwickelt, die aus der Kinder- und Jugendhilfe kommen. Das Beispiel macht deutlich, dass die Integration von Care Leaver in die Gesellschaft nur dann wirklich erfolgreich ist, wenn auch angrenzende Systeme, wie beispielsweise das Hochschulsystem, besonders vulnerable Gruppen unterstützt. Interessant sind auch von ehemaligen Heimjugendlichen gegründete NGOs in Schottland und Irland, die anderen ehemaligen Heimjugendlichen niederschwellige Unterstützungsleistungen anbieten.

Die Unterstützung durch die Peergroup ist attraktiv...

Wir haben von der Hochschule aus die Plattform careleaver.ch geschaffen, über die sich ehemalige Pflege- und Heimkinder untereinander vernetzen können. Der Bedarf nach Unterstützung durch die Peergroup beruht auf der Einsicht, dass viele junge Erwachsene nach ihrer Zeit im Heim keinen Kontakt mehr zu Fachpersonen wünschen. Es sind auch oft nur kleine Hilfestellungen, die sie benötigen, die gut von anderen Care Leavern erbracht werden können.

Sehen Sie weitere Themenfelder, wo die Schweiz ebenfalls wichtige Impulse aus anderen Ländern empfangen kann?

Von anderen Ländern viel lernen können wir etwa im Bereich der frühen Hilfen, also bevor die Kinder ins Schulsystem integriert werden. Gleiches gilt auch für den Bereich der sozialpädagogischen Familienbegleitung. Zudem müssen wir spezialisierte Angebote für bestimmte vulnerable Gruppen schaffen, zum Beispiel für psychisch kranke Eltern mit Kindern. Besonders erwähnen möchte ich die Gruppe der 12- bis 13-jährigen Jugendlichen, die ein sehr herausforderndes Verhalten zeigen. Nach zahlreichen Abbrüchen von Massnahmen der Kinder- und Jugendhilfe landen sie zu oft in der Psychiatrie, wo sie nicht hingehören. Das ist nicht nur in der Schweiz der Fall, sondern auch in anderen Ländern. Ich stelle generell eine Psychiatrisierung der Kinder- und Jugendhilfe fest, erwähnt habe ich zuvor den neuen Gesetzesentwurf in Deutschland, das finde ich problematisch. Die Kinder und Jugendlichen, die einen anderen Ort des Aufwachsens als die Herkunftsfamilie brauchen, sollten nicht generell pathologisiert werden. Sie sind keine Patientinnen und Patienten, selbst wenn sie phasenweise therapeutische Unterstützung brauchen sollten.

Benötigen Kinder und Jugendliche mit einem sehr auffälligen Verhalten aber nicht tatsächlich oft eine psychiatrische Therapie?

Die Zusammenarbeit zwischen der Psychiatrie sowie der Kinder- und Jugendhilfe ist kantonal, national und international ein ganz grosses Thema. Es ist ein Unterschied, ob man sagt, die Kinder- und Jugendhilfe ist ein therapeutisches Reparatursystem für defekte Kinder oder ein attraktiv gestalteter Ort des Aufwachsens für Kinder, die nicht bei ihren Eltern gross werden können. Wenn ein Kind in seinem Lebenslauf schwierige Erfahrungen gemacht hat, dann ist es vielleicht nicht so einfach im Umgang. Aber das heisst noch lange nicht, dass es psychisch

krank ist. Kinder, die verletzt oder vernachlässigt wurden, brauchen in erster Linie einen Lebensort, wo sie gerne sind und wo Erwachsene verlässlich für sie da sind.

Genügt das auch bei der Gruppe der 12- bis 13-jährigen Jugendlichen mit einem besonders herausfordernden Verhalten?

Es fehlen uns hier noch die guten Angebote, obwohl es Lösungsansätze gibt, sowohl international als auch in der Schweiz. In Berlin entstand in den 80er-Jahren ein Modell, wo sich eine erfahrene Betreuerin oder ein erfahrener Betreuer um jeweils nur einen hochbelasteten Jugendlichen gekümmert hat. Diese Extremmodelle sozialpädagogischer Einzelfallbetreuung waren sehr erfolgreich, sind aber aus finanziellen Gründen eingestellt worden.

... eine solche Einzelfallbetreuung ist dabei sicher günstiger als die Betreuung in der Psychiatrie?

Ja, und sie ist auch günstiger als die Betreuung im Strafvollzug. Die Stiftung Grünau am Zürichsee hat vor einigen Jahren ein innovatives Angebot entwickelt, das auf 11- bis 13-Jährige in der Psychiatrie zielte. Die Kinder wurden ebenfalls von je einem oder einer sehr erfahrenen Praktikerin oder einem Praktiker begleitet. Innert kürzester Zeit hatte die Stiftung über 300 Anfragen. Das Angebot entsprach einem tatsächlichen Bedarf,

«In etlichen Ländern, auch in der Schweiz, stelle ich eine Psychiatrisierung der Jugendhilfe fest.»

wurde dann aber eingestellt, weil sich die Kinder- und Jugendhilfe sowie das Gesundheitssystem nicht über die Finanzierung einigen konnten.

Das Beispiel der Stiftung Grünuu zeigt, dass gerade auch der interkantonale Austausch sehr fruchtbar sein könnte?

Wir haben in den Kantonen immer wieder innovative Modelle, bei denen es sich lohnen würde, diese breiter bekannt zu machen: Mutter-Kind-Institutionen in der Kinder- und Jugendhilfe oder Modelle früher Förderung. Im Frühförderungsbereich hat etwa die Hochschule für Heilpädagogik Zürich gemeinsam mit dem Kanton das Projekt Zeppelin entwickelt, das sich an Eltern richtete, die im Umgang mit ihren Kindern grösseren Herausforderungen begegnen. Mittlerweile ist das Angebot privatwirtschaftlich organisiert und kann von Gemeinden gebucht werden.

Gibt es noch andere Beispiele?

Eine ebenfalls fachlich sehr gute Initiative ist das Frühförderungsnetzwerk Winterthur, das aktiv den Kontakt zu Familien aus vulnerablen Gruppen sucht und sehr interprofessionell arbeitet. Innovationen dürfen nicht zwischen Stuhl und Bank der Behördenzuständigkeit fallen. Damit solche Modelle bekannter würden, müsste man Fachpersonen aus allen Kantonen zu themenspezifischen Fragestellungen zusammenbringen, was Hochschulen zum Beispiel im Rahmen von Workshops, Konferenzen und Tagungen tun. Auch die Verbände wie Intergras und Curaviva haben hier eine ganz wichtige Aufgabe.

Wo steht die Schweiz im internationalen Vergleich?

Wir haben im internationalen Vergleich ein hochqualifiziertes System. Das hat wesentlich mit einer sehr guten Finanzierung und einem entsprechend hohen Grad an Professionalisierung zu tun. Die Einführung der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden im Jahr 2013 war hier ein wichtiger Schritt. Im Unterschied zur Schweiz hat zum Beispiel England viel fachfremdes, schlecht ausgebildetes und unterfinanziertes Personal. Es dürfte aber auch in der Schweiz immer noch mehr sein. Die Kinder- und Jugendhilfe ist ein hochkomplexer Arbeitsbereich.

Schlagen sich die gute Finanzierung und der hohe Professionalisierungsgrad auch im Erfolg des Systems nieder?

Wir haben keine genauen Zahlen in der Schweiz, was uns auch immer wieder vonseiten der Uno vorgeworfen wird. Aber Deutschland und die Schweiz sind besser als viele andere Länder. In England oder Schottland etwa sind relativ viele Menschen, die im Kinder- und Jugendhilfesystem aufgewachsen sind, schlecht ausgebildet und gleiten in die Obdachlosigkeit ab oder werden sehr früh Eltern. Probleme in dem Ausmass haben wir nicht. Unter den IV-Beziehenden gibt es dennoch prozentual deutlich zu viele Menschen, die aus der Kinder- und Jugendhilfe kommen. Noch wichtiger aber ist für mich die Frage, woran wir eine erfolgreiche Integration nach der Kinder- und Jugendhilfe messen. Ich bin der Meinung, dass alle Menschen den gleichen Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe haben sollten. Massstab ist in diesem Fall das durchschnittliche Aufwachsen in Familien.

Gibt es ein Land, das im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe als mustergültig gilt? In der Langzeitpflege zum Beispiel gilt Holland immer wieder als Vorzeigeland.

Die nordischen Länder sind ähnlich wie die Schweiz sehr gut finanziert. Sie haben auch ein anderes Wohlfahrtsstaatsmodell, was viele Innovationen möglich macht. Ich möchte aber kein Land besonders hervorheben. Nachahmenswert sind immer Teile eines Systems, einzelne Modelle oder Ideen. Holland zum Beispiel erhebt schon sehr lange die Wirkung von Massnahmen, auch der angelsächsische Raum legt grossen Wert auf evidenzbasierte Praxis. Solche Wirkungsmessungen fehlen uns oft in der Schweiz. Wir begründen eine Massnahme vor allem mit der guten, plausiblen Idee oder dem Problem an sich. Holland hingegen macht sehr viel Forschung, etwa zu Massnahmen der sozialpädagogischen Familienbegleitung. Um die Bereitschaft in der Öffentlichkeit und der Politik zu finden, solche Massnahmen zu finanzieren, sollte man den Nutzen belegen können.

International gibt es einen Trend hin zu mehr Pflegefamilien und weniger Heimplatzierungen. Muss die Schweiz, die viele stationäre Einrichtungen

hat, umdenken?

Gerade auch in Europa wird diese Entwicklung politisch stark gefördert. So hat zum Beispiel der Europarat eine entsprechende Weisung herausgegeben. Es für mich nicht so leicht ersichtlich, welche Überlegungen dahinterstehen. Sind diese Überlegungen vor allem ökonomischer Natur, weil Pflegefamilien um einiges günstiger sind, oder sind wirklich fachliche Gründe dafür ausschlaggebend? In England und in Irland findet seit längerem praktisch eine komplette Deinstitutionalisierung zugunsten der Platzierung in einer Pflegefamilie statt. Der Grund hierfür liegt im Misstrauen gegenüber einer einst stark religiös geprägten Heimerziehung sowie in einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber einem staatlichen System, das unterfinanziert ist und vor allem über Skandale in den Medien präsent ist.

Stationäre Einrichtungen haben also eine wichtige Funktion?

In Deutschland ist das Verhältnis von Platzierungen in Heimen und in Pflegefamilien traditionell in etwa ausgeglichen. Die Fremdplatzierungsquote ist in den grossen Städten wie Hamburg oder Bremen jedoch deutlich höher als in Bayern oder Baden-Württemberg. Ähnlich dürfte es auch in der Schweiz sein, obwohl wir national noch keine genauen und vergleichbaren Zahlen haben. In den Heimen in der Schweiz wird hervorragende Arbeit geleistet. Die Heime, die ich kenne, bieten Kindern einen attraktiven Lebensort, wo sie gerne sind. Nicht alle Kinder können aufgrund ihrer Situation und spezifischen Bedürfnisse in einer Pflegefamilie untergebracht werden. Insbesondere Kinder, die eine bestimmte schulische oder berufliche Unterstützung oder auch eine enge professionelle Begleitung benötigen, sind auf Heime angewiesen. Es erfordert sehr viel professionelles Know-how und persönlichen Einsatz, um herausforderndes Verhalten von Kindern und Jugendlichen zu verstehen und ihnen Möglichkeiten zu eröffnen, aus bestimmten Verhaltensweisen auszusteigen. ●

«In Europa wird die Entwicklung hin zu mehr Pflegefamilien politisch stark gefördert.»